

Wallfahrtspredigt in Retzbach am 19. September 2020

25. Sonntag im Jahreskreis

Lesung: Philipper 1,20ad-24.27a

Evangelium: Mt 20,1-16a

Liebe Brüder und Schwestern,

„...zieh‘ in das Land, das ich dir zeigen werde“ (Gen 12,1). Diese Verheißung an Abraham haben Sie über die diesjährige Retzbach-Wallfahrt gestellt.

Wallfahren heißt sich auf den Weg machen. Und anders als beim Wandern, aber ähnlich wie beim Pilgern, ist dieses Aufbrechen mit einer Suche verbunden. Dem äußere Gehen oder Fahren entspricht die innere Bewegung des Menschen auf Gott hin, auf ein neues Ziel hin. Das ganze Unterwegssein ist ein Bild für den Weg des Menschen mit Gott und soll helfen, Gottes Wege mit den Menschen besser zu erkennen und zu erahnen.

Während meiner Schulzeit am Egbert-Gymnasium in Münsterschwarzach hatte ich das Glück, ab der 9. Klasse jedes Jahr in den Pfingstferien an so einer Pilgerreise teilnehmen zu können. Anlässlich des 1300-jährigen Bestehens unseres Bistums fuhren wir 1989 nach Irland und wanderten auf den Spuren der irischen Mönche. Dabei setzten wir einmal mit dem Boot vom Festland auf die westlich gelegene Insel Skelling Michael, wo es noch einige aus Stein erbaute bienenkorbformige Zellen eines frühen Mönchsklosters zu besichtigen gibt.

Mit meinem damaligen Lehrer besprach ich meine Studienpläne, Schweinswale tauchten unter unserem Boot hindurch – ein eindrückliches Erlebnis. Noch heute frage ich mich manchmal, was diese Mönche vor über 1000 Jahren bewegt hat, aufzubrechen, um unseren Vorfahren unter Einsatz ihres Lebens das Evangelium zu bringen. War es Liebe zu Jesus Christus? War es Eifer für das Reich Gottes? War es die Suche nach dem Martyrium, um sich den Himmel zu verdienen? Was hat sie motiviert, ihre Familien, ihre Heimat, ihre Sprache und Kultur zu verlassen und in die völlige Ungewissheit aufzubrechen?

Ich selbst bin nur einmal richtig aufgebrochen: 1993/94 für zehn Monate als Missionarin auf Zeit, wie ein Weltwärts-Einsatz damals hieß. Im Herzen Afrikas, in der Zentralafrikanischen Republik, lebte, betete und arbeitete ich mit Missionaren und Missionarinnen aus Frankreich im Norden des Landes, 700 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Die katholische Kirche feierte gerade ihr hundertjähriges Bestehen. In der Gegend um Ndélé herum, wo ich lebte, war das Christentum gerade einmal fünfzig Jahre alt. Spiritaner waren in der Erstverkündigung des Evangeliums tätig. Ich war damals aufgebrochen aus einer Mischung von Neugier und Abenteuerlust. Ich war ungebunden, wollte die Welt entdecken, meinen Horizont erweitern.

Als eine der wenigen Menschen mit weißer Hautfarbe erlebte ich eine ungeheure Gastfreundschaft und Wertschätzung. Wenn ich zu meinen Versammlungen zur Erwachsenenbildung in die Dörfer fuhr, wurde ich von den Katechisten herzlich aufgenommen. Sie teilten ihre Hütten mit mir, das wenige Essen, das sie hatten und ließen mich spüren, dass ich als Christin Teil der Familie war. Dabei fühlte ich mich oft hilflos, als Studentin der Theologie und Sozialpädagogik konnte ich kaum etwas ausrichten. Wäre ich Krankenschwester oder Ärztin gewesen, hätte ich vielleicht besser helfen können. So war mein einziger Vorsprung, dass ich lesen und schreiben konnte.

Selbst wurde ich existentiell an meine Grenzen geführt: dreimal erkrankte ich an Malaria, nie wusste ich, ob ich die Infektion überleben würde, da es weit und breit kein funktionierendes Krankenhaus gab und in der Gesundheitsstation das Nötigste fehlte. Die Kinder- und Müttersterblichkeit war sehr groß. Das nächste Telefon befand sich zwei Tagesreisen entfernt in

der Hauptstadt Bangui. Internet und Handys gab es nicht. Familie und Freund*innen waren nicht erreichbar. Am Wochenende spielten wir mit den Schwestern und Patres Mensch-ärgere-Dich-nicht. In meiner damaligen Kirchen- und Glaubenskrise habe ich durch den innigen Glauben der Menschen wieder zu Gott zu gefunden. Nicht ich habe sie bekehrt, sondern sie haben mich in ihrer existentiellen Armut und durch ihr einfaches, authentisches Leben vieles gelehrt. Ich habe eine einzigartige Solidarität und Gastfreundschaft erfahren und mir vorgenommen, nie zu vergessen, wie reich ich damals als Fremde beschenkt worden bin.

Was lässt Menschen heute aufbrechen? Mir gehen die Bilder nicht aus dem Kopf vom dreijährigen syrischen Jungen Aylan Kurdi, der vor fünf Jahren tot an den türkischen Strand gespült worden war. Die Bilder der unzähligen kenternenden Boote auf dem Mittelmeer. Menschen brechen auf, weil sie nicht länger in Armut und Ungerechtigkeit leben können. Sie fliehen vor Hunger und Dürre, Verfolgung und Gewalt, Beschneidung und Zwangsheirat. Jeder einzelne Mensch bringt sein Schicksal mit und hat seine Gründe. Leichtfertig verlässt niemand seine Heimat. Zumindest bekomme ich dieses Bild, wenn ich die Geschichten höre, die uns Frauen erzählen, die bei uns Schutz und Asyl suchen oder wenn ich Sr. Juliana Seelmann zuhöre, die in der Würzburger Gemeinschaftunterkunft, gleich gegenüber von unserem Kloster, geflüchtete Menschen medizinisch betreut.

Ich bin dankbar, dass es Leute gibt wie die Kapitänin Carola Rackete, die mit ihrem Schiff „Sea Watch 3“ im Juni letzten Jahres 53 aus Libyen kommende Migranten aus Seenot rettete und nach wochenlangem Warten trotz Verbot den Hafen der Insel Lampedusa anlief. Oder Jakob Frühmann aus Wien. Der 29-jährige Lehrer hat sich ein Jahr beurlauben lassen. Er ist aufgebrochen und weggezogen aus Österreich, um auf der „Sea Watch 4“ zu helfen. Er ist Teil einer internationalen Crew aus Ehrenamtlichen und Ärzten ohne Grenzen. Das Schiff hat allein am 30. August 353 Menschen das Leben gerettet. Es war ein Sonntag. Ein Tag des Herrn.

Solche Geschichten machen mir Mut. Es macht mir Mut, wenn auch heute noch Menschen aufbrechen, aus einer Motivation, die Welt ein wenig menschlicher und damit christlicher zu machen. Ob ausgesprochen oder nicht, sie leben das, was Paulus der Gemeinde von Philippi ans Herz legt: „Lebt so wie es dem Evangelium Jesu Christi entspricht.“ Sie sind, wie wir es eben im Evangelium gehört haben, Arbeiter*innen im Weinberg des Herrn. Und es geht nicht darum, untereinander zu vergleichen, wer länger tätig war oder zu beurteilen, wer sich mehr verdient hätte. Gottes Gerechtigkeit hat eigene Gesetze. Alle sollen das bekommen, was sie zum Leben brauchen.

Bevor das neuartige Coronavirus die Welt in Atem gehalten hat, hatten viele Menschen hierzulande den Eindruck, dass es kaum noch Solidarität unter den Menschen gibt. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung belegt nun das Gegenteil. Die Pandemie hat zu neuem Zusammenhalt geführt. Die Spendenbereitschaft war während des Lockdown deutlich gestiegen. Kooperation und Solidarität machen unser Leben aus. Verhaltensforscher sind sogar der Auffassung, dass der Homo sapiens deshalb überleben konnte, nicht weil sich wie Charles Darwin behauptete, die stärksten durchgesetzt haben, sondern weil wir Menschen besonders freundlich und kooperativ sein können.

Freilich gewährt auch unsere Spezies in erster Linie den engsten Angehörigen wie der Familie Schutz; wir halten zusammen mit der eigenen Gruppe, dem Stamm oder der Nation. Gleichzeitig können wir Fremden oder Menschen, die irgendwie anders sind, gegenüber sehr herzlos sein und sie gnadenlos ausgrenzen. Das beginnt mit Mobbing auf dem Schulhof oder in den Sozialen Medien und endet beim brutalen Wegschauen, wenn – wie zuletzt auf der griechischen Insel Moria – Flüchtlingslager brennen.

Der Fundamentaltheologe Ansgar Kreuzer hat erforscht, dass christliche Solidarität sich von anderen Formen einander menschlich beizustehen, radikal unterscheidet. Der alte Grundsatz: „Do

ut des“, ich gebe, damit Du mir im Bedarfsfall auch gibst, gilt hier nicht. Christliche Solidarität gilt nämlich auch denen, die uns nichts zurückgeben können: Menschen, die dauerhaft auf Pflege angewiesen sind, Menschen aus armen Ländern, die keinen hohen Bildungsabschluss mitbringen, sondern schlicht und ergreifend um ihr Leben fürchten. Menschen, die eine andere Sprache sprechen, einen anderen Gott anbeten, ja sogar, Menschen, die uns feindlich gesinnt sind.

Als wir 1989 aus Irland zurückgekommen sind, haben wir im Kiliansjahr in Münsterschwarzach ein Sprechatorium in acht Bildern aufgeführt. Ich war die „grüne Insel Irland“, jemand anderes „das Meer“, eine dritte Person verkörperte „das Boot“, weitere schlüpfen in die Rolle von „Kilean“ und seinen „Gefährten“, den fränkischen Herzog „Gozbert“ und seine Frau „Gailana“ oder einen „Soldaten“.

Der Autor, unser damaliger Lehrer und stellvertretende Direktor, Armin Hackl, legte dem Boot folgende Worte in den Mund:

„Nach der Nacht der Stürme bin ich bergender Grund,
der Trug der Heimat, dem der keine mehr hat.
Dem Fliehenden ein Augenblick lang eine Brücke.
Immer schon, seit ich als Arche trug,
was übrig war vom tötenden Trieb
und vernichtenden Wasser,
wird mir Hoffnung und Angst überlassen,
die letzten Besitztümer der Menschen.
Ob Binsenkorb oder Fischerboot,
Handelsschiff oder Strafgaleere,
in mir reifen Pläne, Entscheidungen und Gelübde,
oder auch nur der Tod.
In jener Nacht (der Stürme) griffen seine hilflosen Hände,
Kindern gleich, nach mir. ...
(Doch) seine Hand ließ los den festen Halt.
Ich war nicht die Kraft, die seine Hände öffnete,
sie loszerterte vom Holz meiner Planken.
Wie damals im Sturm der Jünger Schrei
hatte er sie ergriffen und löste ihre Hände
und band sie an sich.
Ein Liebender war er jetzt,
ein Sehrender und längst Besiegter ohne Trauer.
Ihm streckte er seine Hände entgegen in tiefster Finsternis
und sie fanden lodernde Wärme,
griffen einen festen Halt, wo nichts zu halten schien.
Ein Gefangener der Liebe war er und merkte nicht die Stricke.“

Liebe Brüder und Schwestern. Von Herzen wünsche ich Ihnen, dass wir wie Abraham und Sarah, Kilean und seine Gefährten, Carola Rackete und Jakob Frühmann den Mut haben, aufzubrechen, den Verheißungen Gottes zu trauen. Bleiben wir unterwegs als Wallfahrende und Pilgernde in den Unsicherheiten des Lebens, wenn das Meer tobt und das Boot schwankt, haben wir Vertrauen, dass wir in allem geborgen sind und es sich lohnt, Sehrende zu bleiben, auch wenn wir noch nicht sehen.

Sr. Dr. Katharina Ganz OSF
Generaloberin
Kloster Oberzell 1 – 97299 Zell a. Main